

Über die christliche Ehe

Dialektisches Weltverhalten

Günter Bleickert, Puchheim bei München

Die Dialektik des christlichen Weltverhaltens zeigt sich nirgendwo deutlicher und unbestechlicher als in der Ehe und ihrem Verständnis. Ihre wesentlichen Merkmale, die Unauflöslichkeit und die Ausschließlichkeit des Zusammenseins der beiden Partner, gelten zwar unbedingt, aber doch nur auf Zeit. Weltverweilen und Weltüberwindung, Sehnsucht nach dem Ewigen und Anspruch des Alltags, Sorge für das Aufgegebene und Ausgriff nach dem Kommenden widerstreiten einander in der Ehe bis an ihr Ende. Der Impuls scheinbar unendlicher Liebe durchstößt vielleicht gerade noch die Scheidewand, die der Tod des Geliebten entstehen ließ; doch kommt er meist schon bald, trotz bewahren wollender Erinnerung, zum Stillstand im Dunkel des Vergessens. Unbedingtheit und Vergänglichkeit treffen zusammen in der Ehe wie Feuer und Wasser. Dieser spannungsgeladene Widerspruch macht sie, nur vom Menschen her betrachtet, zu einer Zumutung, ja Unmöglichkeit.

Soll man, wenn es sich so verhält, überhaupt noch heiraten? Dies ist nicht erst die frivole Frage einer heruntergekommenen Epoche, die keine Hoffnung mehr kennt, kein Vertrauen, keine Verbundenheit, einer gebrannten Epoche, auf deren im Eiswind klirrenden Fahnen Isolation, Skepsis und Verzweiflung geschrieben stehen; es ist nicht erst unsere Frage, es ist bereits die Entgegnung der Jünger Jesu auf sein Verständnis der Ehe, das er den Pharisäern gegenüber behauptete (vgl. Mt. 19, 10).

Patriarchat und Emanzipation

Noch nie war die Einehe eine Selbstverständlichkeit. Dem Judentum blieb sie auf weite Strecken eine lediglich äußerlich bedingte Verlegenheitslösung; es gab, wie immer, nur eine begrenzte Anzahl von Frauen, und mehr als eine konnten sich die wenigsten leisten. Abraham und Mose, die Gründergestalten des Judentums, hatten jedoch ebenso wie die anderen Erzväter mehrere Frauen. Selbstherrlich, wie es der nomadischen Gesellschaftsform entsprach, verfügten die Patriarchen und ihre männlichen Zeitgenossen über die Frauen wie über Sachwerte. Der Vater bestimmte das gesellschaftliche Leben, er versorgte und beschützte die Familie, er suchte und kaufte die Braut für den Sohn, er befand und entschied über den

Bestand der Großfamilie, über sein eigenes Fortleben in den Kindern und Enkeln. Die Frau war im wesentlichen nichts mehr als Mittel zu diesem Zweck. Die Pflichten, versteht sich, lagen bei ihr allein, die Rechte hingegen beim Mann; wo denn sonst? Am härtesten manifestierte es sich in der Krise: nur der Mann konnte die Scheidung aussprechen; die Frau war weitestgehend recht- und schutzlos, sie erhielt lediglich den Scheidebrief, eine Freistellungsurkunde, die eine neue Ehe für sie ermöglichen sollte. Die Scheidungsgründe flachten ab, vom Ehebruch über Unverträglichkeit bis zu bloßem Mißfallen, zur versalzenen Suppe.

Diese Zeiten sind gottlob vorbei. Die Chancen für die Ehe stehen jedoch nicht im mindesten besser. Manche gehen mit dem Ehepartner um wie andere nur mit Sachgütern: sie heiraten und lassen sich scheiden, wie jene ein Auto erwerben und veräußern, weil es alt und schadensanfällig geworden ist oder ganz einfach nicht mehr gefällt. Um im Bild zu bleiben: kaum mehr als mit ihrem Auto fühlen sie sich mit ihrem Partner ‚verheiratet‘. Man heiratet zwar, aber so ernst nimmt man es nicht immer. Man kennt diese Verhältnisse ja, nicht mehr nur von den Filmsternen und den ‚Persönlichkeiten‘ des ‚öffentlichen Lebens‘, sondern auch von den Nachbarn, Freunden oder Verwandten. Ein Unterschied unserer Zeit zu jener der Väter des jüdischen Glaubens, ganz zu schweigen von den Zuständen bei den Griechen, Römern, den Germanen gar, besteht doch wohl vor allem darin, daß heute die Ehe nicht nur von der Willkür der Männer bedroht wird, sondern in gleicher Weise – als eine Konsequenz der ansonsten gewiß zu begrüßenden Emanzipation – von den Frauen auch.

Desinteresse am Einzelnen

Eine Menge von Faktoren beeinträchtigen außerdem die Chancen für ein Gelingen der Ehe: der Trend zur isolierten Kleinstfamilie, die nun sämtliche Probleme ohne Hilfe von außen und ohne Ventil nach außen, allein auf sich selbst gestellt, mit und in sich selbst ausmachen muß; die berufliche Beanspruchung der Frau, die sie über ihre Kräfte belastet und ihr den Blick für die Aufgaben in der Ehe und Familie verstellt; die berufliche und gesellschaftliche Mobilität überhaupt, weshalb sich die äußeren Lebensbedingungen immer wieder ändern können und die Bereitschaft und Fähigkeit vorausgesetzt wird, sich jeweils neu darauf einzulassen. Und mehr noch: der Sinnlosigkeitsverdacht, in den das Dasein insgesamt geraten ist, und verbunden damit die Selbstpreisgabe des Einzelnen. Wie aber soll, wo der Einzelne nicht mehr gefragt ist, ausgerechnet das Miteinander zweier solcher Einzelner von Interesse sein? Wie soll der Einzelne, wenn er sich selbst nicht achtet, nicht einmal sieht vielleicht, den Andern respektieren?

Wie soll, wo alles, einschließlich meiner, in Fluß ist, die Ehe der ruhende und beruhigende Pol sein und Halt geben in den Gezeiten des Daseins? Eine Unmöglichkeit also die Ehe, und gerade heute, so scheint es.

Egoismus

Romantischer Überschwang, in befremdlicher inhaltlicher Nähe zur kommerzialisierten Dauerberieselung mit blöden Schnulzen, wie sie die dritten Programme aller Sender fast pausenlos ausstrahlen, vermag nichts dagegen; statt zu klären, verschleiert er nur. Der ‚Tanz in den Himmel hinein‘ endet noch immer auf Erden, wenn diese nicht gar zur Hölle wird. Was Wunder auch, wenn einer lediglich ‚verliebt in die Liebe‘ ist und gleichsam zufällig nur ‚vielleicht auch in dich‘. So platter Egoismus führt zu nichts und niemand; haltlos und beziehungslos, wie er ist, fällt er in sich selbst zusammen. Oberflächliche Liebenswürdigkeiten ersetzen da nichts, wo einer im Grunde seines Herzens dazu entschlossen ist, sein eigener Robinson auf seiner eigenen Insel zu sein. Wo einer den andern nur nimmt, um sich selbst zu bestätigen, nur sich selbst zu verwirklichen, sich selbst auszuleben, da bleibt oder wird der andere gleichgültig. Er braucht den andern nur, wie jener Sänger, damit sein Lied nicht ungehört verhalle, seine Hörer braucht. Der andere, so scheint es, ist oft nur Material und Mittel für meine ‚Liebe‘. „Wie gleichgültig wäre er mir ohne diese – meine Liebe“ (Max Stirner). Ich brauche ihn, um zu leben, wie die Flamme Stoff braucht, um zu brennen. Dazu heirate ich ihn und verzichte vielleicht sogar auf manche Annehmlichkeiten. Aber, so frage sich jeder, suche ich wirklich eine echte neue Lebensgemeinschaft mit ihm? Bin ich wirklich bereit, zur Förderung einer solchen Gemeinschaft eigene lang erprobte Bindungen und liebgewordene Gewöhnungen preiszugeben? Und bereit auch, fortan das Zentrum meiner Lebensinteressen nicht mehr in mir selbst, sondern im Zwischenfeld zwischen dem Partner und mir zu sehen? ‚Interesse‘ heißt ‚Zwischen-sein‘ und meint ursprünglich das, was zwischen einer Sache und mir statthat, was meinen Blick und mich selbst auf eine Sache lenkt. Die Interessen des Verheirateten haben aber immer das mit-einzubeziehen, was im ‚Zwischen‘-feld der Partner liegt. Sonst bleibt einer, bleiben beide auch in der Ehe allein.

Ergänzungsbedürftigkeit des Einzelnen

Daß der Mensch aber, auf sich allein gestellt, mit sich selber nichts anzufangen weiß, ist eine uralte Menschheitserfahrung. Der ältere der beiden biblischen Schöpfungsberichte spricht sie aus so deutlich, wie es nur geht. Gipfelt im Szenarium des Sechstageswerks, wie es der jüngere Schöpfungs-

bericht entwirft, die ganze Schöpfung in der Erschaffung des Menschen in den beiden Geschlechtern von Anfang an – „als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1, 27), heißt es da –, so nimmt der ältere diese Tatsache, daß der Mensch das Zentrum der Schöpfung sei, zum Ausgangspunkt seiner Erzählung. In ihr erzählt er von wenig anderem als vom Problem der menschlichen Korrespondenz, ihrer Notwendigkeit und ihrer Bestimmtheit. Nachdem von der Erschaffung des Menschen und seiner Einsetzung in den Garten von Eden berichtet worden ist, heißt es: „Dann sprach Gott: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht‘“ (2, 18). Doch wer seine biblische Geschichte zwar noch kennt, aber nicht so ganz genau, und nun meint, Gott habe jetzt dem einsamen, sich verlassen und verloren fühlenden Menschen, dem korrespondenzlosen Adam, seine Eva geschaffen und beigelegt, sieht sich vom Fortgang der Geschichte doch sehr überrascht. Denn davon ist zunächst einmal überhaupt nicht die Rede. Noch tritt Eva nicht auf die Bühne der Welt, gerade so, als wüßte Gott nicht, was dem Menschen wirklich entspreche, oder als wolle er davon nichts wissen, und als versuche er, den Blick des Menschen auf anderes zu lenken. Die ersten Angebote Gottes an den Menschen – „alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels“ (2, 19) – macht jener sich wohl zu eigen, indem er sie mit Namen benennt, nach denen sie heißen sollten; aber eine echte Hilfe sind sie ihm nicht. Trotz der aneignenden, nachschaffenden Namensgebung bleiben sie, die Repräsentanten der Natur, an der der Mensch ja selber teilhat, ihm merkwürdig fremd und nichtssagend. Auch Gott selbst scheint nicht der dem Menschen unmittelbar entsprechende Lebenspartner zu sein. Erst als der Mann der Frau, d. h. der Mensch dem Menschen, begegnet, erfährt er sich geholfen, angenommen, verstanden. Jetzt erst erblickt er im andern, im Mitmenschen, sich selbst in der Gestalt der Andersheit und findet in ihm den hilfreichen, ihn verstehenden Partner, dessen er so sehr bedarf und der allein imstande zu sein scheint, ihn in seiner Daseinsnot zu trösten – die Hilfe zu sein, die ihm entspricht. Jetzt kann er ausrufen: „Das ist endlich Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (2, 23)! Und das heißt: der Mensch versteht im Grunde nur sich selber im Geschenk der Begegnung mit seinesgleichen; denn in ihr wird ihm gegeben, was von ihm selber genommen wurde und ihm seither fehlte; wird ihm zurückerstattet, was ihn wieder ganz macht. „Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zu einem Fleisch“ (2, 24). Sie werden es, weil sie es immer schon waren; und sie sollen es werden, weil sie getrennt gleichsam halbiert und ohne wirkliche Entsprechung bleiben.

Absolute Verbundenheit

Diese alttestamentliche Stelle zitiert auch Jesus im Gespräch mit den Pharisäern, und er fügt hinzu: „Also sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen“ (Mt 19, 6) Das ist aber offenbar nur möglich, wenn die Verbundenheit zweier Menschen so innig und tief ist, daß sie sich gegenseitig in all ihrer Endlichkeit, ihren Mängeln und Fehlern, ein Leben lang unendliche Bedeutsamkeit zuzusprechen vermögen und ihre alltäglichen Gemeinsamkeiten vor diesem Anspruch der Unendlichkeit zu bestehen versuchen. Der Sinn und Zweck der Ehe ist vornehmlich nichts anderes als gegenseitige Hilfe und, diese ermöglichend, radikale Offenheit auf den andern hin; es ist der nie abgeschlossene Versuch, seine eigene Individualität aufzugeben, sie mit dem andern zu teilen, in echter Teilgabe und Teilnahme, in grenzenloser Partnerschaft¹. Vordergründige Zweckbündnisse, Versorgungsinteresse oder Gütertrennung, sind diesem Anspruch völlig fremd. Kalkulierte Liebe, möglicherweise mit Risikoversicherung, gibt es nicht; wo die Liebe abzuwägen sucht, ist sie schon am Ende, war sie nie wirklich da.

Dieser Anspruch ist deshalb unteilbar und unbefristet, also Dritte ausschließend und unauflösbar, weil er die beiden endlichen Partner total einfordert und die ihnen gestellte Aufgabe lebenslang nicht abgeschlossen ist. Der eine und nur der eine und für alle Zeit nur dieser eine soll zum Gegenstand der helfenden Hinwendung werden, weil er so viel Verständnis und Liebe braucht, daß ein Leben ohnehin kaum ausreicht, ihm eine Ahnung wenigstens vom Verstehenwollen des Partners zu verschaffen. Halbheiten oder bedingte Unternehmungen erreichen in der Regel nicht etwa Halbes oder Bedingtes, sondern, in bezug auf das Geforderte, gar nichts. Die Ehe will und braucht die ganzen Partner, unbedingt und für immer, mit ihrer Bereitschaft, sich ganz an den andern zu binden, sich an ihn zu verschenken und in ihm sich zu erkennen und wiederzufinden, ja überhaupt erst zu finden und schätzen zu lernen. „Wer seine(n Partner) liebt, liebt sich selbst“ (Eph 5, 28). Und er liebt sich selbst in der Weise einer Selbstliebe, die verantwortet ist, da sie die Selbsthingabe an den andern immer schon voraussetzt. In solcher Liebe allein vermag der Mensch etwas zu erfahren von der Wahrheit jener hart klingenden Worte Jesu „Wer sein Leben zu retten sucht, der wird es verlieren. Und wer es verliert, wird es erhalten“ (Lk 17, 33) oder „Wenn das Weizenkorn nicht

¹ In diesem Beitrag wird die Ehe als christliche, d. h. mit Vorzug als Glaubensgemeinschaft gesehen, in deren Zentrum, dem Ansatz zufolge, der Glaube steht. Von diesem Aspekt her erhalten die verschiedenen, in der kirchlichen Überlieferung angeführten „Ehezwecke“ ihre eigentliche Tiefe; sie haben in der Glaubensgemeinschaft der Ehepartner ihre Mitte.

in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht“ (Jo 12, 24).

Einübung in Gemeinschaft

Hier, in der Ehe, auf dem kleinen Feld einer Zweierbeziehung soll sich der Mensch in besonderer und ausgezeichneter Weise einüben in dem, was ihm als Christ sowieso immer und überall aufgetragen ist: in einer bestimmten Art dazusein, in Selbstüberwindung, Selbsthingabe und Selbstfindung im andern, in der Gemeinschaft mit den andern, im Gottesreich. So verstanden ist die Ehe nicht nur ein Zeichen für das Wesen der jüdisch-christlichen Religion als einer Beziehung Gottes zu den Menschen, wie im Alten Bund für die Beziehung Gottes zu seinem Volk Israel oder im Neuen Bund für das Verhältnis Christi zur Kirche (Eph 5, 32). Sie ist vielmehr der reale Raum, der kleinste mögliche gewiß, aber der am einfachsten zugängliche, in dem, wo der eine dem andern schrankenlos vertraut und er restlos für ihn da ist, das Gottesreich jetzt schon Gestalt gewinnt. Die Verweisungsfunktion des Bildes hat sich damit unterderhand umgekehrt: nicht mehr die Ehe ist das Bild für die Beziehung Christi zur Kirche, sondern umgekehrt: das Verhältnis Christi zur Kirche als der Gemeinschaft der an ihn Glaubenden beschreibt den Horizont des Verständnisses der christlichen Ehe. Und das heißt nichts weniger, als daß es der christlichen Ehe in besonderer Weise aufgetragen ist, sich von der erwarteten Ankunft des Gottesreiches bestimmen zu lassen. In ihr ist das Miteinander und Füreinander der beiden Partner im wesentlichen eine Radikalisierung des Glaubens: sie heißt miteinander und füreinander glauben, hoffen und lieben im gemeinsam erlebten Ausschnitt dieser Weltzeit. Es ist ein Miteinander- und Füreinander-Glauben in einer Zweisamkeit, die immer zugleich auch aufgebrochen und mitunter in Frage gestellt ist durch die familiären und gesellschaftlichen Beziehungen und Verpflichtungen und endgültig ihr Ende findet im Tod. Und so wird es sich auch beim Kommen des Menschensohnes zutragen: „In jener Nacht werden zwei sein auf einem Lager – zwei Ehegatten z. B., mag man sich denken –: Der eine wird aufgenommen und der andere zurückgelassen werden“ (Lk 17, 34). Es ist eine Zweisamkeit, die ihre Erfüllung hat auf Erden: „Denn bei der Auferstehung heiraten sie nicht und werden nicht geheiratet“ (Mt 22, 30). Diese Zweisamkeit ist eine Vorschule für die Einübung in die künftige, uneingeschränkte, unendliche Gemeinsamkeit aller. In dieser allumfassenden Gemeinschaft findet sie ihre natürliche Grenze, ihr natürliches Ende, ihre Erfüllung und Vollendung. In ihr ist sie aufgehoben und überboten zugleich.

„Unmögliche“ Möglichkeit – „Weg“ des Scheiterns

Daß es mit der Ehe so oder so ein Ende nimmt, mag ein Trost sein für alle jene, die es schwer haben mit ihr oder die mit ihr gescheitert sind. Aber bringen sie es fertig, ihre Enttäuschung und Bitternis zu verwinden und allen erfahrenen Gemeinheiten zum Trotz Glauben und Hoffnung zu bewahren? Gilt doch auch ihnen genauso wie jenen, die in der Bewährung stehen und diese noch keineswegs bestanden haben, dieselbe Hoffnung der „Gemeinschaft der Heiligen“, auf die hin eine gelingende Ehe als ein berechtigtes „Glück im Kleinen“ eine gewisse Vorahnung verschaffen mag! Vielleicht verhält es sich aber auch so, wie so oft im Leben, daß vor Gott vieles möglich ist, was unser Begreifen übersteigt; daß er gerade schreibt auch auf krummen Zeilen; und daß er nahe ist jenen, die vom Nächsten verlassen sind. Wo die Sehnsucht bleibt, bleibt auch, selbst im Mißlingen der eigenen Anstrengung, die Hoffnung auf Rettung und Heil. Und so könnte am Ende auch das schmerzhaft empfundene Scheitern einer Ehe ein unvermuteter und unerwünschter, entbehrungsreicher und mühseliger Weg sein zu Gott und seinem Reich, in dem er uns umsonst gibt, was wir fortwährend suchten – und verfehlten: Gemeinschaft mit ihm und untereinander.

Das Eschaton – Das Heil durch Gott

Wie jede gläubige Existenz und die Kirche überhaupt, steht auch die Ehe, die hier als bestimmte Form einer Glaubensgemeinschaft, als Weise einer kleinstmöglichen „Kirche“, gezeichnet wurde, unter dem eschatologischen Vorbehalt Gottes. Alle Gläubigen, ob verheiratet oder nicht, ob glücklich verheiratet oder schlecht, werden, sofern sie in der Tiefe ihres Herzens ihren Glauben nur wirklich bewahrt haben, versammelt am Ende der Zeit als „Braut“, als „Weib des Lammes“ (Apk 21, 9) zur Hochzeit mit Christus. Von Gott her steigt das neue Jerusalem vom Himmel herab; und Gott selbst „wird abwischen jede Träne von ihren Augen, und es wird keinen Tod mehr geben, auch keine Trauer, keinen Klageschrei, keine Mühsal wird es mehr geben; denn das Frühere ist vorbei“ (21, 4).

Der Horizont des Verständnisses der christlichen Ehe, das Verhältnis Christi zur Kirche, wird endgültig seines „mystischen“ Charakters entkleidet. Triumphal, im Bewußtsein der offenbaren, unverbrüchlichen, immerwährenden Vereinigung, wird die Hochzeit des Lammes mit seiner Braut, die Einheit Christi mit seiner Kirche, gefeiert. Beide rufen in unüberbietbarer, letzter Einfachheit einander zu: „Komm!“ Und wer es hört, soll sprechen: „Komm!“ Und wen es dürstet, der komme, wer will, der empfan-ge lebendiges Wasser umsonst“ (22, 17).